



Buckingham Brunnen im Grant Park/ Chicago



„The Bean“ im Millenium Park

Auf der Suche nach Präsident Obamas Friseur

Streifzüge durch Chicago

Chicago war nicht nur das Ende der Great River Road, sondern auch das Ende dieser Reise. Zweitausend Kilometer lagen seit New Orleans hinter uns, und wir hatten einen ganz anderen Teil der Vereinigten Staaten erreicht. Alles war eine Spur größer und hektischer. Kurz vor Chicago gerieten wir in den ersten Stau. Geschlagene zwei Stunden quälten wir uns über den völlig verstopften Autobahnring, ehe wir endlich abfahren konnten.

Das „House of two Urns“ lag im Westen Chicagos. Die Inhaberin der Unterkunft war eine resolute ältere Dame, die wunderbare Würstchen zum Frühstück briet und die mit der Autorität einer gütigen Großmutter über ihre Gäste herrschte. Ihr zur Seite stand Steve, ein älterer Kauz, der immer nur in einem karierten Baumwollhemd durch das Haus lief und für Probleme wie defekte Spülen oder Klimaanlage zuständig war. Da Chicago die letzte Station meiner Reise mit Frank war und weil in wenigen Tagen meine Frau eintreffen würde, hatte ich die beste Unterkunft im Haus gebucht, eine halbe Etage im ersten Stock mit Frühstück und einem kostenlosen Parkplatz im Hof.

Was die Besichtigung Chicagos betraf, so besaß ich keinen Plan. Es war einfach zu viel zu sehen, um auch nur zu versuchen, innerhalb von wenigen Tagen einen hinreichenden Überblick zu bekommen. So ließen wir uns treiben, fuhren mit Metro und Bussen in die Stadt und gönnten uns den Luxus, auf Bänken oder in Cafés herumzutrodeln. Mit dem Kennenlernen einer Stadt ist es manchmal wie mit dem Sonnenbaden. Allein durch das Herumsitzen kriegt man was mit.

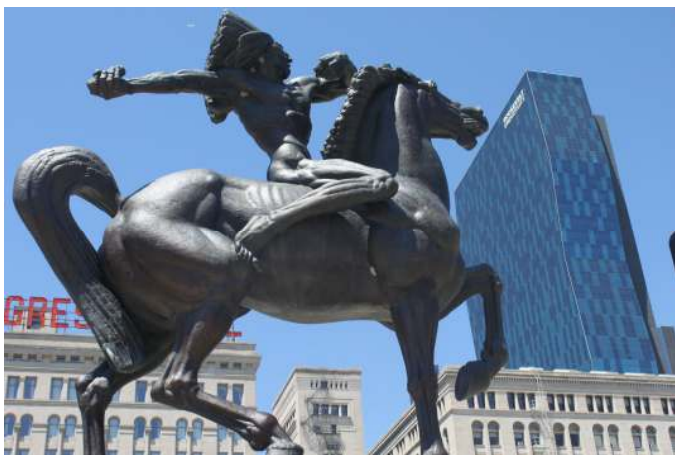
Ewig gepriesen seien die Entscheidungsträger Chicagos, die beizeiten verhindert hatten, dass die Bebauung der Stadt bis unmittelbar an den Michigansee ausgeweitet wurde. So war ein Streifen zwischen Wasser und Hochhäusern erhalten geblieben, der Raum für eine Uferstraße, den Lake Shore, reichlich Parks, Museen und Strände bot. Der größte dieser Parks war der Grant Park, ein Grüngelände zwischen dem Seeufer und Downtown. In seinem Süden befand sich einer der schönsten Plätze Amerikas, eine verschwenderisch weite Bühne der Urbanität, in deren Mitte sich der Buckinghambrunnen erhob (vgl. Cover). Seine Wasserbecken repräsentierten den Michigansee, und die vier Skulpturengruppen an seinen Rändern die vier an den See angrenzenden Bundesstaaten Illinois, Wisconsin, Indiana und Michigan. Der Buckinghambrunnen belegte mit seinen vierzig Meter hohen Föntänen auf der Liste der größten Brunnen der Welt zwar nur den achten Rang, weit hinter dem Burj Khalifa-Brunnen von Dubai oder dem Bellagio-Brunnen in Las Vegas - für mich aber war er der schönste, nicht nur wegen seiner Größe, sondern wegen seiner perfekten weltstädtischen Kulisse.

Wir spazierten weiter nach Norden und erreichten den Millenniumpark, eine der Hauptsehenswürdigkeiten Chicagos, die alljährlich von 25 Millionen Menschen besucht wird. Das Besondere am Millenniumpark war, dass er auf einem ehemaligen Rangierbahnhof und einem Parkplatzgelände erbaut worden war, was die bis dahin wenig ansehnliche Uferpassage zu einer der attraktivsten Parklandschaften Nordamerikas aufgewertet hatte. In der Mitte des Millenniumparks lag der Pritzker-Pavillion, eine Konzertmuschel, in der regelmäßig kostenlose Konzerte stattfanden. Auf der Skala der ästhetischen Kuriositäten noch höher rangierte das sogenannte „Cloud Gate“, die von den Bewohnern der Stadt „The Bean“ (die Bohne) genannt wurde, ein mehrmeterhohes blankpoliertes, rundlich verformtes Stahlgebilde aus 168 Einzelplatten, das wie ein konkaver Spiegel funktionierte. Die Besucher, die sich vor der „Bohne“ aufstellten,

erlebten sich und ihre Umgebung in völlig überraschenden, verfremdenden Spiegelungen.

Der benachbarte „Crown Fountain“ (Kronenbrunnen) bestand aus einem flachen, nur fersenhoch bewässerten Areal zwischen zwei etwa fünfzehn Meter hohen Ziegelsteinwänden, auf deren Innenseiten über Leuchtdioden Videos abgespielt werden. Die Gaudi für die Besucher bestand darin, zwischen diesen videoanimierten Ziegelsteinwänden im flachen Wasser hin und her zu planschen. Dass sich die moderne Kunst in den Dienst der Volkserfrischung stellte, fand ich löblich, wenngleich mir die Baukosten von 17 Millionen Dollar für diese Installation etwas hoch erschienen.

Nachdem wir uns ausgiebig von allen Seiten in der „Bohne“ gespiegelt und im Kronenbrunnen erfrischt hatten.



Indianerhäuptling meets Skyline in Downtown Chicago

liefen wir den Washington Boulevard herauf und herunter und nahmen Kurs auf den Chicago-River, an dessen Piers die Ausflugsboote zu ihren Stadtrundfahrten starteten. Unvermittelt begegneten uns auf unseren Streifzügen durch „The Loop“ beachtliche Werke der modernen Kunst, die wie bestellt und nicht abgeholt in der Gegend herumstanden.

Auch das war ein Luxus, den man sich erst einmal leisten können musste. „Monument with Standing Beast“ hieß eine Skulptur von Jean Dubuffet, deren Bedeutungsgehalt Rätsel aufgab. Es handelte sich um eine gut drei Meter hohe, tonnenschwere Fieberglasplastik die, so der Künstler, ein Tier, einen Baum und eine architektonische Fantasieform darstellen sollte. Erkennen konnte man beim besten Willen nichts davon, so dass die Einwohner Chicagos dieses Werk „Snoopy in einem Mixer“ getauft hatten. Erheblich anschaulicher kam die unbetitelt Picasso-Skulptur auf dem Delay Plaza daher. Sie bestand aus einem stilisierten reptilienartigen Kopf auf einem Stahlskelett und wirkte, als habe sich ein Alien auf der Flucht vor Lieutenant Ripley in die Innenstadt von Chicago verirrt. Am einladendsten erschien mir Joan Miro's Werk „The Sun, the Moon and One Star“, eine etwa zehn Meter hohe Skulptur aus Stahl, Bronze und Keramik in einer Nische der Washington Street. Das Kunstwerk zeigte eine Gestalt, die ihre stummelartigen Hände einladend ausbreitete und auf deren Kopf allerlei Spitzes und Rundes befestigt war, was man entweder als Sonne, Mond oder Forke interpretieren konnte. Mir gefiel der freundliche Gestus der Statue, und ich wunderte mich nicht, dass der Sockel allzeit von Passanten besetzt war, die sich in Miro's Schatten ein wenig ausruhen wollten.

Der Tag klang aus mit einer Busfahrt zum Lincoln Park im Norden der Innenstadt, von dem aus sich die perfekte Ansicht auf See und Wolkenkratzer-silhouette ergab. Fast jede Stadt mit einer Wolkenkratzer-silhouette sieht schön aus, aber bei Chicago kam noch etwas anderes hinzu. Anders als in New York, wo die Vielzahl der Hochhäuser in ihrer kompakten Positionierung wie eine einzige Herde wirkte, erschienen die Skyscraper Chicagos wie gut unterscheidbare Mitglieder eines grandiosen Ensembles, die niemanden mit ihrem Anblick erschlugen, sondern wegen der Distanzen zwischen ihnen wie Brüder in einer Familie von Riesen wirkten.

Was die Höhe betraf, so hatte Chicago lange Zeit mit New York um den Rang des höchsten Gebäudes der Welt konkurriert. 1969 war der Hancock Tower fertiggestellt worden, der mit seinen 344 Metern Höhe nur minimal kleiner war als das New Yorker Empire State Building. Rechnete man jedoch den Antennenaufbau hinzu, war der Hancock-Tower das höchste Gebäude der Welt. Es verlor 1973 seinen Rang an das New Yorker World Trade Center. Doch schon ein Jahr später wuchs in Chicago das Willis Center (damals Sears Tower) empor, das mit seinen 442 Metern Höhe und seinen 108 Etagen seinerseits das World Trade Center als höchstes Gebäude der Welt ablöste.



Innenstadt von Chicago

Mittlerweile waren die asiatischen Riesentürme den Bauten der westlichen Welt allerdings uneinholbar davongezogen, auch wenn sich Chicagos Lokalpatrioten damit trösten, dass die meisten von ihnen mit den ästhetischen Qualitäten der heimischen Wolkenkratzer nicht mithalten können. Ganz von der Hand zu weisen war das nicht. Der 2009 fertiggestellte Trump Tower erhob sich mit seiner 423 Meter

hohen Glasfassade wie ein Palast der Zukunft in den Himmel. Das neue St. Regis Chicago wand sich 363 Meter wie eine gigantische Schlange in die Höhe und besaß im 83. Stockwerk einen kompletten Winddurchlass. Der Aqua Wolkenkratzer maß zwar „nur“ 262 Meter, verblüffte aber durch seine wellenförmige Fassade, die an fließende Wellen erinnerte.

Am nächsten Morgen war das Wetter komplett umgeschlagen. Als wir die Innenstadt erreichten, hingen die Wolken so tief über der Stadt, dass die Spitzen der Hochhäuser nicht mehr zu erkennen waren. Mitten am Tag war es dunkel geworden, und die angestellten Autoscheinwerfer spiegelten sich in den Glasscheiben der Geschäfte. Der Regen prasselte auf den Asphalt, und hastig liefen die Leute über die Straßen.

Regentage sind Museumstage, das war schon mal klar, aber welches Museum sollte es sein? Das berühmteste Museum der Stadt, das Field Museum für Naturgeschichte, war für seine Überfüllung berüchtigt. Das Schriftstellermuseum oder das Museum der Illusionen hätten mich interessiert, doch am Ende entschlossen wir uns, das „Museum of History“ in der Nähe des Lincoln Parks zu besuchen.

Das Museum of History sah von außen aus wie eine Badeanstalt, war aber im Innern voller Infotainment-Happen, aus denen sich jeder Besucher seine eigene Geschichte Chicagos zusammenbasteln konnte. Eine Wand berichtete über die Kuh, die das große Feuer des Jahres 1871 verschuldet hatte, in einer Ecke befand sich eine rekonstruierte Jazzkneipe, und in einem Extraraum hingen Schwarzweißfotos von Afroamerikanern, die im Zuge der Great Migration nach Chicago gekommen waren. Wandbilder illustrierten Stadtansichten zur Zeit Lincolns, Zeitungstexte beschrieben Kontroversen um das Frauenwahlrecht und das Haymarket-Massaker von 1886. So kunterbunt purzelten die Themen dem Besucher von den Wänden und den Dioramen entgegen, dass sich zwar keine zusammenhängende Vorstellung von der Geschichte Chicagos, wohl aber die Gewissheit

ergab, dass in den letzten zweihundert Jahren jede Menge passiert war.

Angefangen hatte alles mit dem Frankokanadier Jean Baptiste Point de Sable, der in den 1770er Jahren im Süden des Michigansees eine Handelsstation gegründet hatte. Da de Sable Sohn eines Franzosen und einer schwarzen Sklavin gewesen war, wurde dazu gerne kolportiert, dass Chicago von einem Schwarzen gegründet worden war. Welche Hautfarbe de Sable auch immer gehabt haben mochte, die ersten Jahre der Handelsstation waren von blutigen Auseinandersetzungen mit den Indianern geprägt, denen es 1812 beinahe gelungen wäre, alle Europäer zu massakrieren.

Das hatte den weiteren Aufstieg des geografisch günstig gelegenen Ortes aber nicht bremsen können. Mit dem Bau des Illinois-Mississippi-Kanals, dem Eisenbahnanschluss zur Ostküste und dem Wachstum des neuen Staates Illinois kam in Chicago der ökonomische Turbo in Gang. Die Stadt wurde Verladestation des Fleisches aus der Prärie, das luftdicht verpackt in den entwickelten Konservendosen in die ganze Welt exportiert wurde. Aus allen Ländern Europas, namentlich aus Deutschland und Polen, kamen Einwanderer, die in der Stadt Arbeit und Brot fanden. 1871 ging diese, noch vorwiegend hölzerne Stadt in einer gewaltigen Feuersbrunst in Flammen auf, was Raum schuf für den Wiederaufbau einer modernen Metropole, in der bald die ersten „Wolkenkratzer“ in den Himmel wuchsen.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts strömten im Zuge der „Great Migration“ Millionen Afroamerikaner nach Norden, vornehmlich in den Großraum von Chicago, wo sie sich im Süden der Stadt niederließen. Es war die Zeit der Prohibition, des „City Blues“ und die Ära des Gangsterbosses Al Capone, der in den 1920er und 1930er Jahren im Vorort Cicero wie ein König residiert und Polizisten, Politiker und Staatsanwälte geschmiert hatte. Was aus der heutigen Perspektive mitunter etwas mafiaromantisch verklärt daherkommt, war eine bleierne Zeit gewesen, die erst mit der Aufhebung der Prohibition endete.

Aber es sollte noch brutaler kommen. Eine ganze Museumswand war dem Strukturwandel gewidmet, der nun über Chicago hereinbrach. Die fleischverarbeitende Industrie wanderte ab, der Stahl wurde billiger in Indien produziert, und die Gebrauchsgüter des Alltagslebens kamen zunehmend aus China. Zehntausende, vorwiegend schwarze Arbeitnehmer aus dem Süden der Stadt verloren ihre Arbeit und wurden mitsamt ihren Familien an den Rand der Gesellschaft gedrängt – mit allen negativen Begleiterscheinungen wie häusliche Gewalt, Scheidung, Drogenmissbrauch, Kriminalität und Verwahrlosung der nachfolgenden Generation.

Folgte man der Didaktik der Museumsgeschichte, dann hatte Chicago diesen Strukturwandel inzwischen bewältigt. Die Transformation von der Industriestadt zum Dienstleistungszentrum war vollendet, und Chicago gehörte wieder zu den wirtschaftsstärksten Metropolregionen der Welt. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann freuen sie sich noch heute, möchte man hinzufügen, denn diese Erfolgsgeschichte traf längst nicht für alle Bezirke Chicagos zu. Der Süden der Stadt, in dem die Mehrheit der afroamerikanischen Einwohner lebte, hatte diese Transformation nur höchst unvollkommen bewältigt. Manche Gegenden von Chicago South waren für Bandenkriege und Drogenhandel berüchtigt, und die Verbrechensraten erreichten in manchen Bezirken lateinamerikanische Ausmaße.

Auf den ersten Blick war davon wenig zu spüren, als wir am nächsten Tag den Süden der Stadt besuchten. Wir besichtigten die Universität von Chicago, die in neogotischen Gebäuden untergebracht war. Pikant war, dass die Universität von Chicago weltweit als allererste Adresse der Wirtschaftswissenschaften galt und doch in einem ökonomisch notleidenden Gebiet lag. In der Rockefeller Chapell der Universität nahmen wir an einem Pfingstgottesdienst teil, in dem ein asketischer Prediger vor einem halbvollen Auditorium über den Heiligen Geist sprach. Er stand aufrecht wie ein Besen auf der Kanzel und blickte in eine imaginäre Fer-

ne, als trüge er nicht seiner Gemeinde, sondern dem Allerhöchsten seine Predigt vor. Der Heilige Geist sei die Erfahrung der Überwältigung durch etwas Größeres als ich selbst, rief er. Und die Liebe sei nichts weiter als eine Variation dieser Überwältigung. Sobald sich diese Liebe von meinem Ich löse und sich auf meinen Nächsten richtet, habe ich die Ufer Gottes erreicht.

Dann ging die Reise weiter nach Süden, und unmerklich begannen sich die Straßenansichten zu verändern. Es war nicht so wie in Bogota oder Mexiko-City, aber deutlich anders als im „Loop“ oder am Delay Plaza in der Innenstadt von Chicago. Der größte Teil des Passantenverkehrs vollzog sich wie mit der Handbremse, viele liefen langsam, fast schlurfend über die Bürgersteige, als sei es egal, wohin sie sich wendeten. Ihre Kleidung war teils exaltiert, teils vernachlässigt, und die Blicke waren merkwürdig starr nach vorne gerichtet. Junge Schwarze gingen in grotesk großen Jacken im „Pimp Roll-Move“ an weiten Brachflächen mit Gerümpel und Schutt vorüber. An manchen Ecken standen Gruppen junger Männer, die ihre Umgebung so genau beobachteten, als absolvierten sie einen Wachdienst. Einige Fahrzeuge am Straßenrand hatten platte Reifen und eingeschlagene Fensterscheiben. Die Fassaden sahen mitgenommen aus, und fast alle Fenster in den unteren Etagen waren vergittert. Irgendwo in dieser Gegend musste sich das Haus des Schriftstellers Nelson Algrin befinden, der geschrieben hatte: „Chicago gleicht einer Frau mit einer eingeschlagenen Nase. Sie sieht immer besser aus, je länger man sie kennt, aber niemals wirklich gut.“ Das verstand ich nun etwas besser, auch wenn es ganz sicher nicht für ganz Chicago galt.

Dann stießen wir, einige Ecken weiter, auf gepflegte Straßen und tadellose Gebäude ohne sichtbare Beschädigungen. In einem solchen besseren Viertel hatten die Obamas mit ihren Töchtern gelebt, bevor Barack Obama als 44. Präsident der Vereinigten Staaten von Chicago South direkt ins Weiße Haus nach Washington umgezogen war. Gerne wäre

ich ein wenig im Garten der Obamas herumgeschlichen, doch es war kein Durchkommen, die Zufahrt zur South Greenwood Avenue war hermetisch abgeschirmt. Nur wer an einer kostenpflichtigen „Obama-Tour“ teilnahm, durfte einen Blick auf das Obama-Haus werfen, den Friseur des Ex-Präsidenten besuchen und vielleicht sogar mit einigen Anwohnern sprechen, die den Ex-Präsidenten noch in seinen Jungen Jahren erlebt hatten.

Barack Obama hatte seine Karriere in der Mitte der 1980er Jahre als junger Sozialarbeiter in Chicago South begonnen und über diese Zeit ausführlich in seiner Autobiografie „Ein amerikanischer Traum“ berichtet. Anhand zahlreicher Beispiele beschreibt Obama in diesem Buch völlig scheuklappenlos die Sackgassen, in die er sich als echtes Greenhorn damals verrannt hatte. Einmal war ihm von besorgten schwarzen Müttern zugetragen worden, dass sich die Polizei zu wenig um die Straßenkriminalität kümmere. Als sich der junge Obama anschickte, den Polizeichef zu kritisieren, wurde er von den Führern der schwarzen Community zurückgepfiffen, weil dieser Polizeichef ein Schwarzer war und Schwarze öffentlich nicht Schwarze kritisieren durften. Sein Projekt, eine Jobbörse aufzubauen, scheiterte daran, dass diese Jobbörse nur ausgebildeten schwarzen Jugendlichen half - die schwarzen Jugendlichen ohne jede Ausbildung hatten von der Jobbörse gar nichts. Als er sich mit dem Problem des zunehmenden Verfalls der schwarzen Stadtteile beschäftigte, entdeckte er eine verhängnisvolle Tendenz, die auch in anderen amerikanischen Großstädten nachweisbar war: Erfolgreiche Schwarze, von denen es auch im Süden Chicagos eine ganze Menge gab, tendierten dazu, sofort aus Schwarzenvierteln wegzuziehen, sobald sie etwas Geld verdienten. Anstatt also mit ihrem Kommunalsteuern und ihrer Präsenz das bürgerliche Niveau ihres Viertels zu heben, ließen sie es allein mit denen, die es nicht geschafft hatten. Bei einem Gespräch mit dem Handelskammerpräsidenten von Chicago, einem Farbigen, wurde dann endlich Klartext gesprochen. Als Obama fragte, wieso es die meis-

ten Koreaner schafften, sich emporzuarbeiten, die meisten Schwarzen aber nicht, gab der Handelskammerpräsident eine knallharte Antwort: Weil bei den Koreaner die ganze Familie 16 Stunden am Tag sieben Tage die Woche arbeitete, weil die koreanischen Kinder trotzdem die Schule mit erstklassigen Noten abschlossen und weil es bei den Eltern kaum Scheidungen gab. Zu dieser Disziplin und Lebensführung, so der afroamerikanische Handelskammerpräsident, seien die meisten Schwarzen weder fähig noch bereit, so dass letztlich nur eine Abmilderung der Not durch Sozialamt und Umverteilung verblieb.



Das war eine bittere Wahrheit, die allerdings nicht nur für Schwarze, sondern auch für die Angehörigen des weißen und hispanischen Prekariats galt. Es blieb also kein anderer Weg, ein Auseinanderbrechen der Gesellschaft zu vermeiden, als den Ausbau der staatlichen Betreuung für diejenigen, die es nicht schafften und eine stärkere Belastung

der Erfolgreicheren und Besserverdienenden. Das war die Lehre, die der Süden Chicagos dem späteren Präsidenten mit auf den Weg gegeben hatte, und diesem Kompass war er auch in seiner Amtszeit gefolgt.